

Nach Sonnenuntergang.

Eine Strandgeschichte von Reinhold Ortman.

Zwei Tage lang hatte der wilde Sturm mit ungebrochener Dranghaftigkeit gehetzt, hatte die dunkle See bis in die Tiefen aufgewühlt und die schaumgetränkten Brandungswellen so mächtig gegen das Pfahlwerk der Strandpromenade geschleudert, als sollten sie den leichten Bau durchaus in tausend Trümmer schlagen. Von ihren sicheren Beobachtungsposten aus hatten die Badegäste das grandiose Naturschauspiel mit wohligen Erschauern wie eine eigens für sie ersonnene Veranstaltung genossen, und einmüthig waren sie der Ansicht gewesen, daß es am Ende gar keine angenehmer und erfrischendere Abwechslung geben könne als solchen Sturm. Am Abend des zweiten Tages aber war von dem nahen Fischerdorf Satrau die Kunde gekommen, daß ein heimtückisches Boot in der Brandung gefenert, und daß von seinem neun Insassen nicht einer gerettet worden sei. Wader hatten die Armen bis zuletzt um ihr elendes Dasein gekämpft, das sichere Gefährde vor Augen, wo ihre Väter und Weiber und Kinder ohnmächtig dem verzweifelten Ringen zusahen, und schon hatten sie vielleicht das Schlimmste überhanden geglaubt, als eine gewaltige Sturzflut das morsche alte Fahrzeug unter sich begrub und die harrenden Weiber und Kinder zu Wittwen und Waisen machte. Der Wittwen und Waisen aber gab es in Satrau schon genug und der Noth und des Glendes nicht minder, so daß zugleich mit der erschütternden Kunde auch ein gellender Schrei um Erbarmen zu dem eleganten Badeorte hinüberklang.

Und er verhallte nicht ungehört. Mächtig regte sich in allen Herzen die aus ihrem Schlummer geweckte Menschliebe. In der Frühe des nächsten Tages schon trat ein aus den hervorragensten Persönlichkeiten der Gesellschaft gebildetes Komitee im Kurhause zu einer lauten Frühstücksitzung zusammen. Viele gute und schöne Worte mußten da gesprochen, viel guter und theurer Rathweiser mußte getrunken werden, ehe man dahin übereingekommen war, daß der beste und sicherste Weg, den armen Hinterbliebenen zu helfen, die Veranstaltung eines großen Wohlthätigkeitsfestes mit Concert, Ball und Feuerwerk sein würde.

Baron Ewald v. Rittberg, der einhellig erwählte Präsident des Comites, erhielt den ehrenvollen Auftrag, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Als reicher Großgrundbesitzer und Mitglied des Herrenhauses war er dazu ohne Zweifel die geeignetste Persönlichkeit. Nachdem seine bescheidene Einkünfte, daß er von künstlerischen Dingen ganz und gar nichts verstande, alles richtig zurückgewiesen worden war, nahm er die ihm zugebachte Würde im Interesse der guten Sache um so bereitwilliger an, als er gewiß sein konnte, in seinem Neffen, dem Lieutenant Kurt v. Albersleben, einen eifrigen und geschickten Gehilfen zu finden.

Diese Zuversicht hatte ihn denn auch nicht getäuscht. Der hübsche Lieutenant, der als flotter Tänzer und schneider Lanzenkämpfer die mannichfachen und angenehmsten Beziehungen zu den besseren Kreisen der Badegesellschaft unterhielt, stellte sich für das große Werk der Menschlichkeit sofort mit Leib und Seele zur Verfügung.

„Ich bringe Euch ein Concert zusammen, wie es hier noch kein Mensch gehört hat,“ erklärte er. „Die Erste aber, deren Mitwirkung wir uns sichern müssen, ist Fräulein Helga v. Martini.“

„So?“ fragte der Baron. „Und warum fragte die? Ist sie eine so große Künstlerin?“

„Phänomenal, lieber Onkel — einfach phänomenal! Eine Stimme wie ein Engel! Ich habe sie nur ein einziges Mal gehört, aber — nur ein Wort drauf! — es war die reine Sphärenmusik.“

„Na, auf Deine Verantwortung also! Und wie kann man dieser Sphärenmusikantin habhaft werden?“

„D, nichts einfacher als das! Du wirst Dich in Gala und machst der Mama in der Villa Quissana Deine Aufwartung. Mit Rücksicht auf den wohlthätigen Zweck wird sie ihre Einwilligung gewiß nicht verweigern.“

„Mit der Mama — nein. Sie führt ein sehr eingezogenes Leben, und ich weiß nur, daß sie die Wittve eines Herrschaftlichen Offiziers ist. Fräulein Helga war ein paar Mal meine Partnerin beim Tennis. Sie ist übrigens ein reizendes Mädchen, und Du wirst entzückt sein, wenn Du sie siehst.“

„So?“ — Der Baron streifte seinen schmalen Neffen mit einem etwas mißtrauischen Blick. „Hör mal, Junge — Du machst mir da doch keine Geschichten?“

„Gewiß nicht, Onkelchen!“ versicherte der Lieutenant mit der treubeständigen Miene von der Welt. „Und der Baron mußte wohl beruhigt werden, denn er forschte nicht weiter. Eine Stunde später schon — denn es galt ja, keine Zeit zu verlieren — gab er in der Villa Quissana seine Karte ab und wurde sofort empfangen. Zum Schutz gegen den grellen Sonnenschein waren die Salons herabgelassen worden und der Baron sah in dem matten Dämmerlicht deshalb zunächst nicht mehr als die Umrisse einer hohen schlanken Frauengestalt, die ihm stumm, doch mit einer etwas befremdlichen Lebhaftigkeit

der Bewegungen um einige Schritte entgegenkam. Da er nicht zweifeln konnte, Frau von Martini vor sich zu haben, machte er seine artige Begrüßung und eröffnete ihr in wohlgelegten Worten seine Wünsche. Während er sprach, gewöhnten seine Augen sich allgemach so weit an die Gemächte herrschende Dunkelheit, daß er auch die Einzelheiten in der Erscheinung der vor ihm stehenden Dame wahrnehmen konnte. Und je länger er sie ansah, desto unsicherer wurde seine anfängs so leicht fliehende Rede. Nicht daß ihre Schönheit ihn verwirrt und geblendet hätte. Frau v. Martini stand ja gewiß schon in der zweiten Hälfte der Vierzig — und wie wohlgebildet auch noch immer ihre Figur, wie anmuthig der Schnitt ihres feinen ovalen Antlitzes sein mochte, jener sinnstehende Zauber, den nur die holde Jugend zu verleihen vermag, war doch längst dahin. Was den Baron bei ihrem Anblick verwirrt und befangen machte, war etwas Anderes, war die Wahrnehmung einer merkwürdigen Nebenartigkeit, und mit ihr zugleich ein wunderbares Erleiden jüher aller Erinnerungen in den Tiefen seiner Seele.

Recht unbeholfen kam er mit seinem Anliegen zu Ende, und dann gab es eine sonderbare kleine Pause, bis die Dame, die ihr Gesicht halb von ihm abgewendet hatte, leise sagte:

„Da bleibt mir wohl nichts Anderes übrig als meine Zustimmung zu geben — wäre es auch nur um unserer alten Bekanntschaft willen, Herr Baron!“

Nun war er es, der mit beinahe jugendlichem Ungestüm auf sie zuwies.

„So ist es Wahrheit! — Ich habe mich nicht getäuscht! Sie sind es wirklich, Helene! — Mein Gott, welche Ueberraschung und welche Freude!“

Er brühte die schmale und doch immer wunderliche Hand, die sie ihm darzubieten hatte, wiederholt an seine Lippen, und ohne Widerstreben ließ sie es geschehen.

„Sie wußten also gar nicht, Herr Baron, zu dem Sie da gingen?“

„Bei meiner Ehre, ich hatte keine Ahnung! — Woher hätte ich es denn auch wissen sollen? Seitdem Ihr Herr Vater dem meinigen einen unarmbrügerigen Brief geschrieben, der alle meine Hoffnungen so grausam zerstörte, habe ich ja nichts mehr von Ihnen gehört.“

„Das heißt, Sie wollten nichts mehr von mir hören — und das ist begreiflich genug. — Lassen Sie uns denn auch nicht weiter von diesen alten Geschichten reden! Ich freue mich, wenn die dreißig Jahre, die seitdem vergangen sind, Ihren Groll eingekläffert haben, und ich möchte ihn nicht gern aus seinem Schlummer wecken.“

„D, damit hat es keine Noth. Wenn man erst einmal graue Haare hat wie ich und wenn —“

Er unterbrach sich, denn er merkte, daß etwas Ungeheures herauskommen würde, und es war ihm jetzt ganz recht, daß Frau v. Martini wieder von dem Wohlthätigkeitsconcert zu sprechen begann.

„Ich kann meiner Tochter natürlich nicht befehlen, öffentlich aufzutreten,“ sagte sie, „und Sie thun wohl am besten, ihre Zustimmung selbst einzuholen. Augenblicklich ist Helga leider im Bade, aber wenn Sie mir die Freude machen wollen, am Nachmittag eine Tasse Kaffee bei mir zu nehmen, werden Sie sie finden.“

Der Baron ging auf die Einladung mit Freuden ein und bat nur um die Erlaubnis, auch seinen Neffen als den eigentlichen Regisseur des Concerts mitbringen zu dürfen. Als er dann ein paar Minuten später aus der traulichen Dämmerung wieder in den hellen Sonnenschein hinaustrat, war ein ganz eigenes, stillvergühtes Lächeln auf seinem Gesicht, und er schritt so leicht und elastisch dahin, als hätte ihm das alle Familienleiden der Rittberg, das Bodagra, noch niemals zu schaffen gemacht.

Und wie er dann am späten Nachmittag mit Frau v. Martini auf dem Meer zugelegten Veranda der Villa Quissana saß, da geschah es trotz aller guten Vorsätze doch, daß ihr Gespräch sich ganz leicht und unmerklich von den gegenwärtigen Dingen weiter und weiter in die Vergangenheit zurückverlor bis zu jenen fernen Jugendentagen, da sie Beide geglaubt hatten, nimmermehr ohne einander leben zu können. Sie waren allein und hatten kein Lauscherohr zu fürchten, denn die blonde Helga, die mit dem süßen Liebreiz ihrer siebzehn Jahre ganz barnach angethan war, ein Männerauge zu entzücken, hatte sich mit dem Lieutenant v. Albersleben in das Musikzimmer zurückgezogen, um eine kleine Probe für das Concert abzuhören. Der Baron hatte die jungen Leute vorher sehr aufmerksam beobachtet und gefunden, daß sie in der That ganz harmlos und unbefangenen mit einander verkehrten. Er hatte gegen ihr Alleinsein also keine Bedenken gehabt, um so weniger, als sie doch schließlich seiner Meinung nach noch halbe Kinder waren. Helgas weiche Stimme klang durch das geöffnete Fenster zu den Beiden heraus, und ten zu ihren Füßen lieblos mit sanftem Kauschen die Wogen des ewigen Meeres den weißen Strand, und die sinnende Sonne warf einen breiten Streifen flüssigen Goldes über die leise bewegte, dunkelblaue Fluth.

Ihre Unterhaltung war in's Stoden gerathen, aber sie empfanden das eingetretene Schweigen nicht wie etwas Unbehagliches und Bedrückendes, denn Jedes von ihnen war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt. Und sie dachten Beide an einen weit hinter ihnen liegenden Sommerabend, der kind und

sonnig gewesen war, wie der, den sie heute erlebten. Sie dachten an die Terrasse im Park des hochgelegenen Herrenhauses, von der aus man einen so herrlichen Rundblick hatte über das umliegende Gelände — und sie gedachten, wie sie Beide an jenem Abend dort gestanden, innig umschlungen und mit einer Welt von Glück und Weh in ihren jungen Herzen.

Denn wonnenvolle, himmlische Tage waren es, die mit diesem Abend zu Ende geben sollten — die köstlichen, seligen Tage der ersten Liebe. Wenn die Sonne, die sich dort im Westen ihrem Untergange zuneigte, wieder über den Horizont emporstieg, war die Stunde der Trerung gekommen. Dann sollten Helene und ihr Vater das Haus verlassen, dessen Gäste sie seit ein paar Wochen hindurch gewesen waren, und das Wiedersehen lag in unbestimmter, nebelnder Ferne. Aber wie auch ihre Seelen erzitterten im herben Abschiedsleid — das Glück und die Hoffnung waren doch viel, viel stärker. Und während sie eng aneinander geschmiegt dem pruntenben Schauspiel des in goldfunkelnder Helligkeit verfinsterten Tagegestirns zusahen, taucht sie heiße Schwüre und baute schimmernde Luftschlöffer, darinnen es glühete und aligerte und strahlte wie hinter ihnen die Fenster des alten Herrenhauses im Widerschein der Sonnenglorie strahlten.

„Eine kurze Nacht nur, mein Lieb, und die Sonne unseres Glückes geht wieder auf, tausend mal schöner und prächtiger, als sie uns dort entschwindet!“

Aber die kurze Nacht hatte volle drei Jahrzehnte gedauert — ein ganzes Menschenalter. Ihre Wege waren weit auseinander gegangen. Sie hatten sich gegrißt und gebührt, hatten sich gegrißt und sich endlich vergessen. Die rauschende Fluth des Lebens hatte die Erinnerung an die Jugendliebe hinweggeschwemmt, und nun, da ein Zufall sie wieder zusammengeführt, nun waren die heißen Flammen erloschen und es war still und kühl in ihren Herzen.

Rein, doch nicht ganz still. Diesen letzten goldigen Sonnenstrahl, die das seine Gesicht der Frau v. Martini mit einem zarten rosigen Schimmer wie mit einem trügerischen Schein der Jugend überhauchten, innen mußte eine wunderbare Kraft innewohnen, Erstickenes zu beleben und verstummte Accorde von Neuem erklingen zu lassen. Baron Ewald hatte eine Empfindung, als drängen sie ihm erwidern bis in's innerste Herz hinein, und ihm war, als seien diese dreißig Jahre mit all ihren Lasten und Freuden, mit all ihren Genüssen und Enttäuschungen nichts Anderes gewesen, als ein langer, wirrer Traum. Mit einem Rudrichtete er sich plötzlich in seinem Stuhle auf, und indem er sich zu der jugendgeliebten hin beugte, sagte er:

„Erinnern Sie sich noch an Das, was wir damals miteinander sprachen, Helene? Es steht mir vor der Seele, wie wenn es gestern gewesen wäre. Das Schicksal ist mit uns Beiden ja etwas wunderbar umgegangen, und wir haben ein bisschen lange warten müssen, aber vielleicht ist es noch nicht zu spät —“

Sie hatte ihre Hand leicht auf seinen Arm gelegt, um ihn verstummen zu machen. Mit einem Blick und einer Kopfbewegung bedeutete sie ihm, sich dorthin zu wenden, wo sich das Fenster des Musikzimmers auf die Veranda öffnete. Und er gehorchte dem summen Befehl, wie verlegt und enttäuscht er sich auch gerade jetzt durch ihn fühlen mochte.

Das aber, was er da drinnen sah, ließ ihn dann freilich ganz und gar vergessen, was er der Frau v. Martini hatte sagen wollen. Die blonde Helga und der Lieutenant v. Albersleben hatten ihre improvisirte Concertprobe abgehört und um sich irgend etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Die draußen Sitzenden konnten nicht vernemen, was es war, denn die Beiden sagten es einander nicht mit den Lippen, sondern nur mit den Augen. Aber sie sagten es sich trotzdem so deutlich, und die sinnende Sonne verklärte zwei so glückselige junge Gesichter, daß Baron Ewald ihr süßes Geheimniß vielleicht auch dann errathen haben würde, wenn ihm nicht eben jetzt die Erinnerung an jenen andern Sonnenuntergang von vor dreißig Jahren so lebhaft vor der Seele gestanden hätte.

Er sah ganz klar, denn von den beiden großen Ueberraschungen des heutigen Tages war diese ohne Zweifel die größere, und er konnte nicht fogleich mit sich darüber in's Reine kommen, welche Haltung er ihr gegenüber anzunehmen habe. So vergangen ein Paar Minuten in tiefem Schweigen, und die große, glühende Sonnenscheibe tauchte unterdessen völlig in's Meer hinab. Ein kühler Luftzug strich über die weite Wasserfläche daher, und Baron Ewald fühlte, wie die Hand, die noch immer auf seinem Arm ruhte, in leisem Frösteln erzitterte. Er wachte sich nach Frau v. Martini um und sagte rasch:

„Wir wollen hinein gehen, denn es wird kalt.“

Ein feines, etwas wehmüthiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, von dem trügerischer rosiger Schein der Jugend nun wieder ganz und gar verschwunden war.

„Ja, Herr Baron, nach Sonnenuntergang wird es kühl — in der Natur wie im Menschenleben. — Doch ich habe Sie dorthin unterbrochen — darf ich nun erfahren, was Sie mir sagen wollten?“

Er warf einen Blick auf ihr Antlitz und einen zweiten in das Musikzimmer, wo der Lieutenant der erlähnten Helga soeben heimlich etwas in's Ohr flüsterte. Die Beiden blickten empfinden offenbar nichts von der gefährlichen Rührung, unter der Frau v. Martini erschauert war und deren Hauch ihn selbst in recht unerwünschter Weise an sein Bodagra erinnerte hatte. Sie hatten wahrscheinlich nicht einmal bemerkt, daß die Sonne untergegangen war, denn sie sahen ja die Welt mit den Augen der Jugend und des Glückes.

„Was ich sagen wollte, Frau Helene — ja so, ich wollte sagen, daß es vielleicht doch noch nicht zu spät ist, an das abgerissene Ende des Fadens einen neuen anzuknüpfen. Für uns Beide ist's nach Sonnenuntergang, darin müssen wir uns wohl ergeben — Denn da drinnen aber, die noch im ewigen Sonnenschein leben, sollten wir füglich ersparen, was wir selber haben leiden müssen. Und wenn wir jetzt hinein gehen, sie aus ihrer seligen Weltvergeffenheit aufzuwecken, sollten wir ihnen nicht wie das grausame Schicksal, sondern wie eine freundliche Vorlesung erscheinen. Das ist zwar eine andere Verwirklichung unserer Jugendträume, als wir sie einst erhofften, aber ich denke, die schlechteste ist es noch immer nicht.“

Glücklich und dankbar lächelte ihm Frau von Martini zu. „Gewiß nicht, Baron Ewald! — Reichen Sie mir denn, bitte, Ihren Arm!“

Wie schützt man sich vor'm frühzeitigen Altern?

Nicht die lange Dauer des Lebens ist für die meisten Menschen wünschenswerth, sondern die möglichst lange Erhaltung der Fähigkeit, geistig und körperlich kräftig zu bleiben. Diese Fähigkeit ist in manchen Familien erblich, es läßt sich aber viel thun, sie zu erhalten, auch wo sie nicht erblich ist.

Dr. Hermann Weber, konsultirender Arzt am deutschen Hospital zu London, hat sich jüngst über dieses Thema auf Grund einer mehr als 50-jährigen ärztlichen Erfahrung vernommen lassen.

Um gesund und kräftig zu bleiben, bedarf es der guten Ernährung der lebenswichtigen Organe, besonders der Organe des Kreislaufes vom Herzen bis in die feinsten Capillaren und die Venen und Lymphgefäße. So giebt es viele Familien, in welchen die Gehirngefäße früh entarten. Es hängt dies in vielen Fällen ab von zu reichlicher Nahrungsaufnahme, zu geringer körperlicher und geistiger Thätigkeit oder zu viel Schlaf, nicht selten verbunden mit mehr als nöthigem Genuß von Nahrung und zuweilen dem geistigen Getränke und unmäßiger Genuß von Tabak. Die Verhütung liegt in großer Mäßigkeit, reichlicher körperlicher Bewegung, vielfacher nicht einseitiger geistiger Thätigkeit von selbständigem Interesse und womöglich mit Erheiterung des Gemüthes.

Bei sehr mäßiger Nahrungsaufnahme wird die Reinigung zur Abklärung in den feinen Blutgefäßen vermindert, und die körperliche Bewegung in den feinen Blutgefäßen vermindert und die körperliche Bewegung wirkt durch Erzeugung von vermehrtem Blutzufluß zu allen Organen und natürlich auch zum Gehirn; die feinen Blutgefäße werden dadurch mit in die Arbeit gezwungen und so wird ihre Elasticität erhalten. Zu gleicher Zeit wird der Stoffumlauf im Gehirn gehoben und die Ernährung der Nervenzellen verbessert. Die geistige Thätigkeit erzeugt ebenfalls vermehrten Blutzufluß zum Gehirn und wirkt somit in erheblicher Weise. Leute mit realem geistiger Berufstätigkeit haben deshalb meist bessere Aussicht, als diejenigen ohne eine solche. Gleich gut und für viele besser ist natürlich anhaltende, selbst geschäftliche Thätigkeit, unabhängig vom Beamten- und Geschäftsleben: wie z. B. politische, literarische, philantropische, antiquarische oder musikalische Beschäftigung. Von großem Nutzen für die meisten Menschen, auch solche, welche einen realem geistigen Beruf haben, ist die frühe Pflanzung einer Nebenarbeit, eines sogenannten Stedensverdienstes; denn die Berufstätigkeit kann durch Verhältnisse abgebrochen werden, und eine größere Zahl ist meist zu viel. Lange Schlafens gehört sicher nicht zu den Verhütungsmitteln des vorzeitigen Alterns, aber sprechen manche Erfahrungen für das Gegenteil.

Die Theorie, daß durch reichliche geistige Thätigkeit und körperliche Bewegung das Leben verlängert und das gegebene Maß von Lebenskraft früher verbraucht wird, ist nach Webers Erfahrung unrichtig. Ein gewisses Maß ist allerdings nöthig und Perioden der Ruhe sind gut; aber wir haben es sicherlich nicht mit einer abgemessenen Menge von Arbeit zu thun, sondern das „Etwas“ in den Kellen und Geweben, das lebendige Material, welches der Verheerung der Kraft zu Grunde liegt, wird durch reichliche Thätigkeit, so lange sie nicht unmäßig ist, erhalten und fortwährend verjüngt.

Und im Ganzen lassen sich die Maßnahmen zur Verhütung des vorzeitigen Alterns in die Worte zusammenfassen: Arbeit und Enthaltensamkeit!

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

Die Eröffnung der Kongo-Eisenbahn.

Baron Ed. de Mandat-Grancey erzählt im Pariser „Figaro“, es habe jetzt in Paris etwa 50 Personen, darunter vier junge Damen, die ohne je das Ungemach 600 Kilometer (375 engl. Meilen) weit im dunkelsten Afrika Stanleys Spuren gefolgt sind und sammt der Sereise von Antwerpen aus für diesen „Ausflug“ nicht mehr als 54 Tage gebraucht haben. Die Eröffnung der Kongo-Eisenbahn bot die Gelegenheit zu dieser Reise. Der Erzähler schildert zunächst die Vorgesichte der Bahn. Sie soll ein ungeheures Gebiet eröffnen, welches bisher wegen der Stromschnellen und der dadurch verbindenden Dampfschiffahrt brach liegen mußte.

Es ist dies das Gebiet in der felsen Kniebeuge des Kongo, etwa fünfmal so groß, wie Frankreich, und durchzogen von einer bedeutenden Menge von Zuflüssen des Hauptstromes, die alle schiffbar sind. Seit dem Jahre 1889 dauerten die Bemühungen für das Zustandekommen der Bahn; aber so groß waren anfänglich die Schwierigkeiten, daß für den Bau der ersten sieben Kilometer (4 1/2 engl. Mi.) drei Jahre erforderlich waren. In weiteren zwei Jahren waren 135 Kilometer fertig, 1897 hielt man bei 264 und im Januar dieses Jahres hörten die Arbeiter den Pfiff einer Lokomotive. Die Kosten betragen 55 Mill. Franken, also 155,000 Franken für den Kilometer. Die Waare, die von Antwerpen zu Schiff abgeht, wird in Matadi (160 Kilometer (100 engl. Mi.) flussaufwärts von der Kongo-mündung) ausgeladen und dann von der Eisenbahn weiterbefördert. Man darf sich nicht vorstellen, daß man es hier mit einer großen Eisenbahn nach europäischem Muster zu thun hat; der Bau einer solchen hätte 200 Mill. Fr. und 20,000 Menschenleben gekostet. Es waren ja geradezu phantastische Schwierigkeiten zu überwinden. Den Negern konnte man wohl alle möglichen Lasten anvertrauen, die sie auf ihren Köpfen nach der Lastträger-sitte dieser Weltgegend weiter beförderten, aber es war nicht daran zu denken, ihnen eine Spighaue in die Hand zu geben. Man ließ 500 Chinesen aus Macao kommen; nach drei Monaten waren ihrer nur 160, alle übrigen waren gestorben. Das Klima war entsetzlich. In den Bahnhöfen mitunter bis auf 95 Grad Fahrenheit. Die Schwarzen von der Insel Barbados und von Jamaika, welche die Arbeiten am Panama-Kanal nicht ungebracht haben, starben wie die Fliegen. Nur die Leute von der Westküste Afrikas und besonders die Senegambier, zeigten sich widerstandsfähig, aber sie kosteten viel Geld. So ein senegambischer Erdbarbeiter verdiente bis zu 10 Fr. täglich. Man hat sich mit einer schmalspurigen Eisenbahn von nur 75 Centimeter (2 3/4 Fuß) Schienenweite begnügt, alle hölzernen Aufbauten vermieden und Steigungen und Kurven gewählt, die in Europa unerhört sind. Es giebt Streckenweise Gefälle bis zu 4 Centimeter auf den Meter und Kurven von 55 Meter (183 Fuß) Radius. Man fährt über die Berge auf Serpentina, die einander ungemün nahe gerückt sind. Man kann auch nicht mit sehr schweren Zügen fahren. Eine Lokomotive von 30 Tonnen schleppt 3 Wagen mit je 10 Tonnen Last. Mit europäischen Tarifen wäre ein solcher Betrieb geradezu unwahrscheinlich, aber man muß sich erinnern, daß hier in Afrika der Lastträger das einzige bekannte Transportmittel ist und daß er durchschnittlich 30 Tage braucht, um 30 Kilogramm von Matadi bis Stanley-Pool auf seinem Kopfe zu tragen. Unter solchen Bedingungen kostet der Transport einer Tonne Waare 1500 Fr. und die Bahn thut es um 1000 Fr. oder \$200.

Was den Tabakgenuß anlangt, so kennt Jeder Menschen, welche ihr ganzes Leben hindurch starke Raucher gewesen sind und ein hohes Alter mit langer Erhaltung der Energie aller Funktionen erreicht haben. Es begegnen auf der anderen Seite aber auch viele Leute, bei welchen das Rauchen Schwäche der Verdauung, des Herzens, des Rückenmarks und Gehirns erzeugt hat, das ganze Bild des vorzeitigen Greisenalters, und unter ihnen sind solche, die durch das Wealassen des Rauchens von manchen Schwächen befreit sind und manche verlorenen Fähigkeiten wieder erlangt haben.

Die Theorie, daß durch reichliche geistige Thätigkeit und körperliche Bewegung das Leben verlängert und das gegebene Maß von Lebenskraft früher verbraucht wird, ist nach Webers Erfahrung unrichtig. Ein gewisses Maß ist allerdings nöthig und Perioden der Ruhe sind gut; aber wir haben es sicherlich nicht mit einer abgemessenen Menge von Arbeit zu thun, sondern das „Etwas“ in den Kellen und Geweben, das lebendige Material, welches der Verheerung der Kraft zu Grunde liegt, wird durch reichliche Thätigkeit, so lange sie nicht unmäßig ist, erhalten und fortwährend verjüngt.

Und im Ganzen lassen sich die Maßnahmen zur Verhütung des vorzeitigen Alterns in die Worte zusammenfassen: Arbeit und Enthaltensamkeit!

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“

— Dasselbe in Grün. „Sie haben doch studirt, Herr Werner; wieso sind Sie jetzt Weinreifer geworden? Die Sache ist ja in Ihrer Karriere gar wissenschaftlich gesunken.“ — „Am Gegeheil! Früher habe ich Bierreife gemacht, und jetzt mache ich Weinreife.“